

Der Jugend Sprache geben

Perspektiven für eine humane Sexualpädagogik

**Vortrag anlässlich Tagung „Leib – Bindung – Identität,
- Herausforderungen für eine entwicklungssensible Sexualpädagogik - “**

St. Pölten 05-07. Juni 2015

Von Dr. Christian Spaemann

Einleitung

„Sich mitzuteilen ist Natur; Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung“. Dieser Satz aus den „Maximen und Reflexionen“ von Goethe besagt, dass Bildung weniger die Anhäufung von Wissen bedeutet sondern mehr, den Gegenstand um den es geht zu verstehen und seinen Gehalt zu erfassen. Etwas aufnehmen, wie es gegeben wird heißt hinschauen, den eigenen Horizont erweitern und in gemeinsamen Blick auf die Sache den Dialog mit anderen suchen. Wenn wir von Sexualpädagogik sprechen, sprechen wir von Bildung. Von Wissenserwerb ja, aber mehr noch von Persönlichkeitsbildung. Zunächst einmal gilt der Satz Goethes für die Lehrenden selbst. Auf die Sexualpädagogik bezogen bedeutet dies, dass wir zuerst einmal selber über unsere eigenen, meist gemischten Erfahrungen im Bereich des Sexuellen hinaus gehen sollten, um darauf zu schauen, was in der menschlichen Sexualität enthalten ist. Erst dann können wir erahnen, was es bedeutet, auf den verschiedenen Ebenen pädagogischen Wirkens die geschlechtliche Entwicklung der Kinder und Jugendlichen begleiten zu dürfen.

Sexualität als Knotenpunkt zwischen den Generationen, als Eckstein im Gefüge des Lebens bezieht sich immer auf zweierlei: Auf den Naturtrieb und die mit ihm verbundene Fruchtbarkeit, die die Voraussetzung für unser Dasein ist, und auf unsere Beziehungen, denn nicht nur gäbe es uns nicht ohne die Fruchtbarkeit, sondern auch umgekehrt, ohne unsere Beziehungen, im speziellen unsere geschlechtlichen Beziehungen, gäbe es keine Fruchtbarkeit. Um sich der Bedeutung menschlicher Sexualität zu nähern, lohnt es sich daher, zunächst auf die wesentlichen Beziehungen des Menschen zu schauen, um von dort her Sexualpädagogik als Baustein der Persönlichkeitsbildung richtig einordnen zu können. Auf dem Hintergrund der Persönlichkeit des Menschen sollen dabei zunächst die evolutionär determinierten, dann die entwicklungspsychologischen

Aspekte der menschlichen Beziehungen in den Blick genommen werden, bevor auf das Thema Sexualität an sich und Sexualpädagogik eingegangen wird.

A. Beziehungskontext der menschlichen Sexualität

A. 1. Einleitung

Vor einigen Jahren spielte ich intensiv mit dem zweijährigen Buben einer befreundeten Familie. Der Vater war ein vielbeschäftigter Manager und häufig aus dem Haus. Mitten im Spiel unterbrach mich der Kleine, schaute mich mit durchdringenden Blick an und sagte „nein, nein, Du bist nicht mein Papa!“. Diesen Satz wiederholte er einige Male, bis ich das Spiel unterbrach. Meine intensive Zuwendung hatte ihn irritiert. Was war passiert? Das Kind befand sich in einem Alter, in dem sich über innige, überschaubare, Halt und Sicherheit bietende Beziehungen die Identität eines Menschen bildet. Ein Alter in dem es sehr schmerzhaft sein kann, wenn die Mutter aus dem Haus geht oder der Vater verreist. Die Beziehungen, die sich hier herausbilden, werden mit Freude aufgegriffen und als überlebensnotwendig empfunden. Man kann bei den Kindern in diesem Alter bereits existentielle Ängste wahrnehmen. Das Beziehungsnetz der Kinder formt ihre Seele, bildet gleichsam ihre Innenseite und findet in neuronalen Strukturen, die sich im Gehirn bilden, seine Entsprechung. Wie wir wissen, begünstigt chaotische Vernetzung in der Folge psychische Erkrankungen. Die Sehnsucht der Kinder nach diesen innigen Beziehungen ist elementar. Wenn diese Sehnsucht erfüllt ist, zeigt sich eine unbändige Lebensfreude. Der Drang, mit anderen Kindern zu spielen scheint unerschöpflich. Bei vielen Menschen hat man den Eindruck, in die Familie zu schauen, wenn man ihnen in die Augen sieht.

Was ist Familie?

Was aber ist Familie? In einer programmatischen Rede auf einem Parteitag in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts prägte der damaliger Fraktionsvorsitzende der Grünen, Joschka Fischer, folgenden Satz: „Für uns ist Familie da wo Kinder sind“! Das kam damals sehr gut an. Der Satz wirkte unkonventionell, zukunftsorientiert und vor allem kinderfreundlich. Die Zahl der Scheidungen stieg, die der Eheschließungen sank, viele Ehepaare waren kinderlos, während getrennte Paare Kinder hatten. Man hatte das Gefühl, dass hier nicht kleinlich auf die passende Struktur geschaut wird, sondern auf die

Kinder, die unsere Zuwendung brauchen. Wo sie sind, ist Familie. Sie definieren was Familie ist, nicht die Struktur. Ich hatte damals bereits ein zwiespältiges Gefühl, als ich diese Rede im Radio hörte. Nach und nach wurde mir dann deutlicher, warum die Sache nicht so einfach ist, wie sie sich anhörte. Ich lernte, dass es die Bedürfnisse der Kinder selber sind, die uns zur Struktur zurückführen. Welche Bedürfnisse sind das?

Das Bedürfnis nach Mütterlichkeit

Der, von der Gestaltpsychologie geprägte deutsche Psychiater und Neurologe Klaus Conrad hat in einem bemerkenswerten Aufsatz versucht, für die Archetypenlehre Gustav Jungs eine rationale Grundlage zu finden. Er stellte sich die Frage, was mit dem Archetyp „Mutter“ gemeint sein könnte und kam zu dem Schluss, dass dieser Begriff ein Grundbedürfnis des Kindes nach basaler Versorgung und Fürsorge zum Ausdruck bringt. Wenn die Mutter fehlt und das Kind beispielsweise in einem Waisenheim groß wird, sei es die Institution des Waisenheims, die an die Stelle der Mutter trete. Es gäbe, so Conrad, im Leben des Kindes nie einfach keine Mutter, sondern immer eine Struktur, die das Bedürfnis des Kindes nach Versorgung und Fürsorge repräsentiert. Eine Struktur, die so vom Kind als irgendwie „mütterlich“ empfunden und phantasiert wird. Auch wenn es auf dieser Welt keine spezifische, einem Geschlecht zuzuordnende Frauen- oder Mutterrollen gäbe, bliebe das Element der Versorgung und Fürsorge, das des Weichen und Zärtlichen etwas Grundlegendes, um das wir nicht herumkommen, wenn wir über Kinder, ja über den Menschen sprechen. Dieses Element würde uns ein inneres Skript nahelegen, welches genau das bezeichnet, was wir empfinden, wenn wir gemeinhin von Mütterlichkeit sprechen.

A.2. Evolutionsbiologische Aspekte

Evolution der Geschlechtsunterschiede

Die Mütterlichkeit grenzen wir gemeinhin gegen die Väterlichkeit ab. Woher kommt diese Dualität, die Dualität von Mann und Frau, von Vater und Mutter? Die Evolutionsbiologen versuchen uns darauf eine Antwort zu geben. Sie sprechen von der sog. „disruptiven Evolution“. Irgendwann kam es zum „Auseinanderreißen“ des Fortpflanzungsstranges in zwei Parts. Denn der Selektionsvorteil in der Entwicklung tierischen Lebens beruht auf zwei Aspekten, dem der Vermehrung und dem der Wartung. Vermehrung bedeutet

Kampf um die Zeugung möglichst vieler Nachkommen. Sie ist auf die Quantität ausgerichtet. Wartung bedeutet Versorgung und Aufzucht, damit das, was vermehrt wurde auch Qualität entwickelt und überleben kann. Beide, Quantität und Qualität, stehen in einem Spannungsverhältnis zueinander, bedürfen der Arbeitsteilung und unterschiedlicher Eigenschaften. Diese aus der Evolution hervorgegangene Dualität bezeichnen wir als männlich und weiblich. Sie variiert im Tierreich zu einer bunten Vielfalt von Lebensformen. Maximale Arbeitsteilung mit Polygamie und Kampfverhalten auf der männlichen und Fürsorgeverhalten auf der weiblichen Seite wechseln mit gemäßiger Polygamie bis hin zur Treue und Beteiligung an der Versorgung der Jungen auf Seiten des Männchens und Kampfverhalten auf Seiten des Weibchens, wenn es um den Schutz ihrer Jungen geht. Die im geschlechtstypischen Verhalten mehr nivellierten Tierarten zeigen auch deutlich geringere Unterschiede in ihrem äußeren Erscheinungsbild. Der Mensch als Mann und Frau, als Vater und Mutter ist durch diese Dualität in der Evolution in vielfältiger Weise determiniert. Im Folgenden sollen einige wesentliche Forschungsergebnisse zur Verhaltensbiologie der Geschlechtsunterschiede kurz umrissen werden. Es handelt sich um genetisch bedingte Verhaltensdispositionen und Begabungen, die weit in unsere Stammesgeschichte zurückweisen. Da sie mit unseren überkommenen Vorstellungen von Mann und Frau weitgehend übereinstimmen, wirken sie klischeehaft. In Wirklichkeit lassen sie enorm großen Spielraum für die kulturelle Ausgestaltung dieser Unterschiede. Diese Geschlechtsunterschiede festzustellen bedeutete also nicht automatisch, aus ihnen ein Sollen abzuleiten.

Allgemeine Rolle der Mutter

Die Mutter ist mit besonderer Feinfühligkeit gegenüber dem Säugling und Kleinkind ausgestattet. Ihre Art der Fürsorglichkeit zeigt sich durch mehr unmittelbare Zuwendung. Statistisch gesehen hat sie mehr Interesse und Freude an häuslicher Tätigkeit und eine größere Fähigkeit zur gleichzeitigen Aufmerksamkeit, was ihrer Rolle, die Kinder während ihrer Arbeit im Auge zu behalten, zu Gute kommt. Sie steht für das mehr weiche, haltende, versorgende und Zuflucht bietende Element in der Erziehung. Dazu passen ihre hohe Stimme und ihre weichen Körperformen.

Allgemeine Rolle des Vaters

Der Mann kann ein hohes Maß an weiblicher Form der Fürsorge entwickeln, wenn es die Situation erfordert. Ersetzen kann er die Mutter nicht. Er neigt mehr zu einer instrumentellen, organisatorischen Form der Fürsorglichkeit. Früher

ging er auf die Jagd um die Familie zu versorgen. Heute geht er in den Baumarkt oder macht seiner Frau tausend Vorschläge, wie sie durch bessere Selbstorganisation zufriedener sein könnte. In der Erziehung repräsentiert er mehr das Element der Herausforderung, der Ermutigung, des Mentorings und der Vermittlung zur Außenwelt. Die schmerzliche Abwesenheit des Vaters, sei es durch sein gänzlichliches Fehlen, sein mangelndes Engagement oder durch den fehlenden emotionalen Bezug des Kindes zu ihm, ist täglich Thema in meiner Praxis. Die Folgen dieses Mangels für das Leben des einzelnen können tiefgreifend sein. Engagierte Mütter können diese Lücke nur abmildern, nicht ersetzen.

Geschlechtsspezifische Bedürfnisse der Kinder an Vater und Mutter

Aus der Perspektive der Entwicklung Kinder und Jugendlicher lassen sich noch weitere geschlechtsspezifische Bedürfnisse gegenüber ihren Eltern ausmachen.

Gegenüber der **Tochter** nimmt die **Mutter** eine besondere, identitätsstiftende Funktion ein. Es geht um die Selbstvergewisserung im eigenen Frausein, die sich sowohl atmosphärisch, als auch konkret in den Dingen des Alltags zeigt. Die Forschungen des Entwicklungspsychologen James Marcia haben gezeigt, dass im Gegensatz zum Mann viele Frauen über eine unmittelbare Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil zu einer starken, d. h. selbstbewussten Identität finden können.

In der Beziehung zum **Vater** hingegen kann die **Tochter**, beginnend etwa mit Mitte des zweiten Lebensjahrs, die Vielfalt weiblicher Zärtlichkeit, ja das ganze erotische, nicht sexuelle Repertoire zwischen den Geschlechtern einüben und damit die Fähigkeit zu einer sicheren Beziehung zum anderen Geschlecht grundlegen. Sie will niemand anderen heiraten als ihren Papa und spielt mit ihm Hochzeit. Die Aufgabe des Vaters besteht darin, der Tochter bis zu ihrer Pubertät Raum für dieses Spiel zur Verfügung zu stellen und so die Fähigkeit seiner Tochter zur spezifisch weiblichen Hingabe zu bestätigen und zu fördern. Das Einfließen von eigenen Begehrlichkeiten stellt einen schweren Vertrauensbruch dar. Aus Spiel wird plötzlich Irritation, Ernst und Schuldgefühl. Alles erscheint in einem düsteren Licht. Das Leben vieler Frauen wird von da an als getrübt, wenn nicht zerstört empfunden.

Gegenüber dem **Sohn** zeigt sich in besonderer Weise die herausfordernde, zur Umwelt hin vermittelnde Rolle des **Vaters**. Er will den Vater bewundern, Rückendeckung und Ermutigung in der Auseinandersetzung mit der Umwelt und Verständnis für die eigenen Schwächen bekommen und mit ihm über

Sexualität reden können. Der Vater soll ihm klare Grundsätze für das Leben vermitteln. James Marcia hat gezeigt, dass Männer für ihr Selbstwertgefühl mehr darauf angewiesen sind, sich eine Identität zu erarbeiten. Für den Sohn bedeutet dies, dass der Vater einerseits eine Orientierung für die Identitäts- und Rollensicherheit als Mann bietet, andererseits später, in der Pubertät, kritische Auseinandersetzung zur eigenen Identitätsfindung möglich macht.

Rolle der Familie für die Kinder

Die Familie als Ganze bedeutet für Kinder Geborgenheit, Schutz, Heimat und Gemeinschaft. In den ersten drei Lebensjahren werden in ihr die Fähigkeit zu Vertrauen und Selbstkontrolle, die Motivation Herausforderungen zu bewältigen und die emotionalen Grundlagen für intellektuelles Lernen herausgebildet. Folgen fehlender Liebe in der frühen Kindheit sind Anspannung, Unlust, Unsicherheit und entsagende Selbstverleugnung. Die einfach strukturierte Familie aus Vater, Mutter und Kindern ist, obwohl sie ein Ort tiefer Verletzungen und Quelle psychischer Störungen sein kann, ein Ort des Verständnisses und der Solidarität. Aus ihr gehen statistisch gesehen die seelisch gesündesten Menschen hervor, die die größte Wahrscheinlichkeit haben, selber wieder eine stabile Familie mit Kindern zu gründen.

Auf der Suche nach dem Kontext in dem die menschliche Sexualität steht, sind wir von den Bedürfnissen des Kindes ausgegangen und haben die evolutionär determinierte Differenz der Geschlechter in Wechselspiel zwischen Eltern und Kindern angesprochen. Dabei können wir festhalten, dass die Triade Vater, Mutter und Kind eine Kernformation in der Beziehungsstruktur des Kindes darstellt, deren Qualität und Stabilität von grundlegender Bedeutung für sein späteres Leben ist. Grundlage für diese Triade ist die Beziehung von Mann und Frau, auf die wir nun einen Blick werfen wollen.

Mann - Frau

Nicht nur die Rollen des Vaters und der Mutter, auch die Beziehung zwischen ihnen ist in vielfältiger Weise evolutionär determiniert. Das fängt bei der Anzahl der Kinder an. Eine Frau kann in ihrem Leben maximal 20 Kindern gebären, während ein Mann im Laufe seines Lebens über tausend Kinder zeugen kann. Die Frau ist die empfangende, der Mann der gebende. Die Datenlage zu den psychischen Unterschieden von Mann und Frau bestätigt, was die Menschheit schon immer wusste. Die Frau findet es erregend, umworben zu werden, der Mann weniger. Er umwirbt und erobert lieber. Sie trifft eher die Auswahl. Letzten Sommer war ich mit meiner Familie in Kroatien. Auf einer Bühne

wurden für die Touristen Volkstänze aufgeführt. Bei einem dieser Tänze stand eine junge Frau in prächtiger Tracht in der Mitte der Bühne, um sie herum die Männer. Sie weckte mit ihrem Tanz nach und nach bei jedem von ihnen den Eroberungswillen, um sie dann kühl abzuweisen. Schließlich entschied sie sich für einen von ihnen.

Die Position der Frau als der begehrten, die den Freiraum für die Wahl hat, spiegelt sich in ihrer spezifisch weiblichen sexuellen Reaktionsweise wieder. Bei der Frau gibt es einen flexiblen Zusammenhang zwischen sexueller Erregung und sexueller Aktivität. Diese wird nämlich nicht, wie beim Mann, weitgehend von der Erregung determiniert. Für die Einlassung auf sexuelle Aktivität gibt es mehr erregungsunabhängige Faktoren als beim Mann, mehr Flexibilität. Dies ist von ganz erheblicher Bedeutung für eine geschlechtersensible Sexualpädagogik. Anknüpfend an das „Sprödigkeitsverhalten“ weiblicher Tiere schaut die Frau zunächst auf Qualität. Sie hat gerne einen soliden, selbstbewussten Mann, der materielle Sicherheit verheißt. Er darf ruhig etwas älter sein. Selbst die Karrierefrau hat solche Wünsche. Eine emotionale Bindung ihres Gatten an eine andere Frau empfindet sie tendenziell schlimmer als dies umgekehrt der Mann empfinden würde. Dieser hingegen neigt dazu einen Seitensprung seiner Frau kränkender zu erleben als sie dies umgekehrt empfinden würde. Eifersuchtsanaloge Verhaltensweisen verschiedener Tierarten spiegeln dies wieder. So stößt sich das chinesische Zwergwachtelweibchen nicht daran, wenn das Männchen ihre Artgenossinnen begattet. Wehe aber es versorgt eines von ihnen mit Nahrung, dann wird sie wild und greift ein.

Der Mann begehrt tendenziell eher Schönheit, Jugendlichkeit und sexuelle Treue. Das verspricht mehr Gesundheit und mehr Kinder, von denen er sicher sein kann, dass sie seine eigenen sind. Die Frau hingegen muss diese Sorgen nicht haben, sie weiß immer ob ein Kind ihr eigenes ist.

Das Wechselspiel von Begehren und Begehrt-werden, von Werben und Umworben-werden das, wie uns der kroatische Volkstanz gezeigt hat, nie einen rein aktiven oder passiven Part kennt, sondern immer einen dialektischen Prozess darstellt, findet in allen Menschheitskulturen ihren oft auch spirituellen Ausdruck.

Evolutionsbiologie und Personalität

Erscheint das evolutionär determinierte Zueinander von Mann und Frau alleine betrachtet banal, so bekommt sie aus der Sicht der Rückbindung an die Personalität des Menschen Bedeutung. Die Liebe zwischen Mann und Frau zeigt

sich so eingebettet in natürliche, sich ergänzende Verschiedenheit und bekommt von daher Leben, Farbe und Poesie. Die verschiedenen sexuellen Erregungsmuster zusammen mit den sich ergänzenden Geschlechtsorganen erfordern, dass sich beide Partner aufeinander einstellen. So kann ihre Sexualität ihre Gemeinschaft widerspiegeln. Die Dualität der Geschlechter im Tierreich erscheint so betrachtet weniger der phylogenetische Vorläufer, als vielmehr der Vorhof der Gemeinschaft von Mann und Frau, in dem sich der Reichtum und die Vielfalt ihrer Ausdrucksmöglichkeiten spielerisch-bildhaft zeigt.

A.3. Entwicklungspsychologische Aspekte

Einleitung - Personalität

Wenden wir uns nun bei der Betrachtung der Liebe zwischen Mann und Frau ihrer Personalität zu. Personalität bedeutet Wissen um die eigene Existenz und ihre Endlichkeit. Vor allem bedeutet sie das, worauf der Wiener Psychiater Viktor Frankl nicht müde wurde hinzuweisen, nämlich „Selbsttranszendenz“. Selbsttranszendenz bezeichnet die Fähigkeit des Menschen, sich in Freiheit selbst zu überschreiten, Verantwortung für das eigene Leben und das der anderen zu übernehmen. Ihre höchste Form ist die Fähigkeit, einen anderen Menschen *als* den anderen wahrzunehmen und ihn um seiner selbst willen zu lieben. Die Selbsttranszendenz als Kernmerkmal der Person ist somit auch Wesensmerkmal der Liebe zwischen Mann und Frau. Aus diesem Grund ist die Liebe zwischen den Geschlechtern, wenn sie menschlich sein will, nicht alleine aus ihrer Einbettung in affektive Neigung oder seelische und sexuelle Homöostase zu verstehen, sondern trägt in sich den Keim echter Selbstüberschreitung. Wenn wir einen Blick auf die in der Literatur gut beschriebenen entwicklungspsychologischen Schritte des Menschen lenken, können wir erkennen, dass diese eine innere Tendenz zur Realisierung der beschriebenen Personalität haben. Diese Tendenz wollen wir nun in den Blick nehmen.

Kindheit

In fortschreitendem Wechselspiel zwischen dem Kind und vor allem seiner Mutter entwickelt sich der Mensch vom Du zum Ich oder mit dem Philosophen Jörg Splett besser gesagt, vom Du, dass das Kind selber für die Mutter ist, zum Ich. Das Kind lernt zunächst seine Affekte wahrzunehmen. Später entwickelt es die Fähigkeit seine Affekte bei sich zu behalten und ihnen zum angemessenen

Zeitpunkt adäquaten Ausdruck zu geben. Solch eine gesunde emotionale Entwicklung bedeutet eine wesentliche Grundlage für die Differenzierung von Subjekt und Objekt. Mit der Entwicklung der Emotionsregulation kommt es zur Entfaltung der mentalen Repräsentationen. So entfaltet sich im Laufe der ersten Lebensjahre eine Art kognitiv-emotionaler Raum, in dem der heranwachsende Mensch gegenüber seinen Mitmenschen zunehmend Gestalt gewinnt. Die Voraussetzungen für spätere reife Beziehungen werden hier grundgelegt. Übermäßiger Stress in der Kindheit hingegen hemmt die Affektregulation und Mentalisierung und führt zu erheblichen Beeinträchtigung in den späteren Beziehungsgestaltungen.

Vorpubertät und Pubertät

Folgt man dem Modell des amerikanischen Entwicklungspsychologen Robert Keagan, so schließt sich nach einer Phase interessengeleiteter Austauschbeziehungen in der Vorpubertät, im Laufe der Pubertät eine Phase an, in der der Jugendliche in der Lage ist, sich selbst zurückzustellen und Liebesbeziehungen einzugehen. Kennzeichnend für diese Phase ist, dass diese Liebesbeziehungen idealisiert und von Verschmelzungswünschen belegt werden. Das Gefühl der Hingabe und des Verliebt-Seins wird in dieser Zeit am intensivsten empfunden, und bildet so häufig den Anfang dauerhafter Bindungen. In den meisten Kulturen wird in dieser Phase bereits geheiratet. Reife Intimität, im Sinne einer Begegnung, bei der sich zwei Individuen gegenseitig annehmen und schenken, hat sich noch nicht entfaltet. Insofern haben diese Beziehungen etwas Anfängliches, eine Art Vorausverbindlichkeit die den Nährboden sucht, auf dem Subjekt und Objekt zunehmend Gestalt gewinnen können, ohne auseinanderzubrechen. Es nimmt daher nicht Wunder, wenn in dem meisten Kulturen die Eltern auf Äußerlichkeiten wie Herkunft, Schönheit, Ruf und Leistungsfähigkeit des zukünftigen Ehepartners ihrer Kinder achten. Im Kern geht es darum, jene gemeinsame Form bereitzustellen, in der sich die keimhafte Liebe dauerhaft entfalten und festigen kann. Für die Sexualpädagogik ist dies bedeutsam, da dieses Stadium zeigt, wie sehr junge Menschen Leitbilder brauchen. Denn erst vom Ziel her wird das Anfängliche verständlich. Wenn kein Bewusstsein besteht für das große Ganze, in das man mit seinen subjektiven Gefühlen hineinwächst, wird es viel schwerer fallen, angesichts der unvermeidlichen Schwierigkeiten die auf ein Paar zukommen, jenen Lebensentwurf zu realisieren und zu jener Objektivität zu gelangen, in der reife Liebe zur Entfaltung kommen kann.

Erwachsenenalters

Abgelöst wird die beschriebene Phase von einem Stadium in dem sich das Individuum nicht mehr als Teil einer Beziehung versteht. Diese tritt vielmehr aus seiner Selbstdefinition heraus und kann vom Betreffenden angeschaut werden. Die Organisationsstruktur des Selbst in seinen Beziehungen tritt nun in den Vordergrund. Es ist die Phase des Lebens nach vorgegebenen Regeln, der Verantwortung in Beruf und Familie und des Engagements in der Gesellschaft. Hinsichtlich der Beziehung zwischen Mann und Frau betrachtet, bedeutet diese Phase, dass es dem Menschen mehr und mehr gelingt, den Anderen *als* Anderen mit seinen eigenen Emotionen, Gedanken und Verhaltensweisen wahrzunehmen. Subjekt und Objekt gewinnen in der Beziehung an Gestalt. Einerseits sind hier die Voraussetzungen für Selbsttranszendenz, für Intimität und Hingabe in neuer Weise gegeben, andererseits sind diese aber noch ganz eingebunden in vorgegebene Strukturen, mit denen sich der Einzelne identifiziert. Insofern kann man gegenüber der vorangegangenen Phase der Verschmelzung von einer gewissen Distanzierung in der Beziehung zwischen den Partnern sprechen, die sich vor allem in der praktischen Verwirklichung des gemeinsamen Lebens realisiert.

Weisheit

In der folgenden, von Kegan als „überindividuell“ bezeichneten Phase, kommt die Selbsttranszendenz zu ihrer vollen Entfaltung. Die Liebe wird reif. Der Mensch ist im Stande, Regeln und Normen als Ausdruck übergeordneter Werte zu verstehen und so in Freiheit mit ihnen umzugehen. Er identifiziert sich weniger mit seiner beruflichen Karriere, seinem Ansehen und seiner Leistung. Dies bedeutet zum einen eine geringere Kränkbarkeit, zum anderen die Freiheit, sich inniger auf Beziehungen einzulassen. Der Mensch ist im Stande, Nähe und Ferne zu seinen Mitmenschen freier zu gestalten und mehrere tiefergehende Beziehungen einzugehen, ohne dass eine Beziehung der anderen etwas nimmt. Verbindlichkeit und Treue, z. B. in der Ehe, erwächst nicht aus Treue zur Ordnung, sondern zur Person des anderen, die nun mehr und mehr als sie selbst, mit ihren Grenzen und Schwächen akzeptiert und bejaht wird.

Zusammenfassung

Wie wir sehen, zeigt sich in den entwicklungspsychologischen Schritten der Selbstorganisation des Menschen eine natürliche Tendenz zur Realisierung personaler Grundprinzipien wie Freiheit, Selbsttranszendenz und Gemeinschaft. So betrachtet können wir von unserem personalen Selbstverständnis her nicht

nur den Sinn unserer evolutionären sondern auch unserer psychologischen Entwicklung verstehen.

B. Sexualität

Einleitung

Bevor wir auf die Sexualpädagogik zu sprechen kommen, wenden wir uns nun der Sexualität im Speziellen zu. Wie wir nach dem bisher gesagten verstehen können, ist die menschliche Sexualität in ein komplexes, generationenübergreifendes Gefüge von Beziehungen eingepasst, dessen wesentliche Elemente aus evolutionärer, bindungstheoretischer, entwicklungspsychologischer und anthropologischer Perspektive verstanden werden können. Sexualität bringt dieses Gefüge immer wieder hervor und umgekehrt münden die von ihr hervorgebrachten Beziehungen immer wieder in die Sexualität ein. Unser Sexualverhalten wird von all diesen angesprochenen Elementen beeinflusst. Neben dem Geschlechtstrieb gehen angeborene Komponenten, Leitbilder, Lebensereignisse und vor allem Bindungserfahrungen in der Kindheit als Determinanten in unser Sexualverhalten ein. Diese Tatsache braucht uns aber nicht zu verwirren. Die angesprochenen Perspektiven stehen in einer inneren Ordnung zueinander und vermögen uns Orientierung zu geben.

Anthropologische Sicht der Sexualität

Aus anthropologischer Sicht ist Sexualität ein besonderes Beispiel für die Einheit von Naturvorgang und Selbsttranszendenz des Menschen, für die Integration eines Naturtriebs in die Freiheit liebender Begegnung. Die lustvolle Begattung teilt der Mensch mit der Tierwelt und nimmt mit ihr Teil an der Fruchtbarkeit der belebten Natur. Die menschliche Sexualität ist ganz in diese Selbstbezüglichkeit des Lebens eingebunden und wird zugleich als die höchste Form der Hingabe gepriesen. Zunächst muss man sich fragen, wie es möglich ist, dass etwas so Egoistisches wie der Geschlechtstrieb mit Hingabe in Zusammenhang gebracht werden kann. Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs sei kurz angedeutet: Definiert man die menschliche Sexualität als gegenseitigen Genuss des jeweils anderen, so besteht die Hingabe darin, sich wechselseitig den Genuss am anderen zu schenken. Dies wird als beglückende Gabe und innige Gemeinschaft erlebt. Wesentlich für das Zustandekommen der Hingabe in der menschlichen Sexualität ist ihr Kontext. Eine Überlegung, die für die Sexualpädagogik wichtig ist, denn vom Kontext hängt ab, ob der andere

als Person angenommen oder benutzt wird. Mit Kontext ist vor allem die zeitliche Dimension des Menschen gemeint. Vergangenheit und Zukunft gehören nämlich zur Identität des Menschen. Eine Person anzunehmen bedeutet, seine Vergangenheit und Zukunft anzunehmen. Es ist daher eine Illusion zu meinen, die Hingabe in der Sexualität könne sich unter Ausschluss der zeitlichen Dimension des Menschen verwirklichen. Wenn beispielsweise ein Mann zu einer Frau sagt, dass er sie liebt, in zehn Jahren aber nicht mehr lieben werde, dann liebt er sie auch gegenwärtig nicht. So betrachtet weist die personale Struktur der menschlichen Sexualität als Hingabe auf Lebensformen hin, die die Selbsttranszendenz im sexuellen Akt erst ermöglichen. Menschliche Sexualität drängt also zu ihr entsprechenden Lebensformen. Annahme der Person bedeutet dann natürlich auch Verzicht auf Sexualität, wo dies die Rücksicht auf den Partner erfordert. Sexualität schließt Verzicht mit ein, wenn sie human bleiben will. Die Annahme der Person in ihrer zeitlichen Dimension findet ihren Höhepunkt in der monogamen Ehe. Die Ehe zwischen Mann und Frau ist so die kulturelle Antwort auf die Natur des Menschen als personales, zeitliches und geschlechtliches Wesen. Nach Hegel wird unter dem Gesichtspunkt der Eheschließung als bewusstem, personalen Akt die Sexualität zu einem, der Personalität untergeordneten Moment. Nicht die sinnlich-sexuelle Einheit ist Grund für die personale Einheit, sondern die personale Einheit findet in der körperlichen Vereinigung ihren Ausdruck.

C. Sexualpädagogik

C.1. Einleitung

Wir haben bis hierher die Sexualität des Menschen vorrangig unter dem Aspekt seines evolutionär und bedürfnisdeterminierten, generationenübergreifenden Beziehungsgefüges betrachtet und dabei seine Personalität als ordnendes Prinzip in den Mittelpunkt gestellt. Die ist wichtig, denn, verliert man bei der menschlichen Sexualität den Gesichtspunkt der freien personalen Hingabe aus dem Auge, so verliert man die Humanität aus dem Auge. Der ordnende Gesichtspunkt für alle anderen Aspekte der Sexualität käme abhandeln. Dass diese personale Sicht nicht von einer Minderheit von Tugendathleten vertreten wird, zeigen die Studien zu den Wünschen der Jugendlichen, deren Ergebnis ich in meiner Praxis täglich bestätigt finde. Jugendliche aller Schichten und Bildungsgrade mit unterschiedlichen, oft dramatischen Familienschicksalen,

berichten von ihrer Sehnsucht nach einer verbindlichen, tragenden und sich gegenseitig akzeptierenden Beziehung, in die sich die Sexualität beider in Treue zum Partner einordnen soll. Dass diese Sehnsüchte sinnvoll sind bestätigt das, was wir über die aus ihnen folgende Lebensform, der Ehe und Familie, wissen. Empirisch besehen bieten sie die größte Lebenszufriedenheit und sexuelle Zufriedenheit. Zudem bedeutet diese Lebensform das höchste Gut für die Gesellschaft und ihre Zukunft.

C.2. Sexualpädagogik und Vielfalt

Bis hierher wurde Sexualität auf dem Hintergrund des fruchtbaren Gefüges der einfachen Struktur von Vater Mutter und Kindern betrachtet und damit zur Grundlage unserer Überlegungen zur Sexualpädagogik gemacht. Ist das überhaupt zulässig? Werden hierbei nicht andere Formen der Sexualität insbesondere die von Menschen mit anderer sexueller Orientierung oder transsexuellen Identitäten ausgegrenzt und diskriminiert? Um das zu beantworten müssen wir untersuchen, was wir eigentlich meinen, wenn wir von „Vielfalt der Lebensformen“, von „Vielfalt der Sexualität“ oder gar von „Vielfalt der Geschlechter“ sprechen, die als neue gesellschaftliche Leitbilder etabliert werden sollen.

Die rein **homosexuell** empfindenden Menschen stehen mit 1,6 Prozent der Bevölkerung an der Spitze der sog. sexuellen Minderheiten. Meine persönliche Erfahrung ist die, dass die Homosexuellen in ihrem Bewusstsein genauso im Gefüge Vater, Mutter, Kinder verankert sind wie die anderen Menschen auch. Für sie haben Vater und Mutter genauso Bedeutung, auch wenn sie aus affektiven Gründen diese Struktur in ihrem Leben nicht fortzusetzen. Eine profunde Information über Homosexualität in wertschätzender Atmosphäre sollte heut zu Tage eine Selbstverständlichkeit sein. Jeder Homosexuelle kann den Sinngehalt der Sexualität wie er sich anhand der dargestellten, von der binären Geschlechterordnung vorgegebenen Familienstruktur entfaltet, verstehen. Es stellt daher keine Benachteiligung dar, wenn diese sexualpädagogisch entsprechend entfaltet wird.

Auch über **Transsexualität** sollte in der Sexualkunde informiert werden. Transsexuelle sind Menschen, die sich mit ihrem biologischen Geschlecht nicht identifizieren können. Sie haben einen Anteil von ca. 0,0002 Prozent an der Bevölkerung und bestätigen die Dichotomie der Geschlechter dadurch, dass sie

sich zwar dem anderen Geschlecht zugehörig fühlen, dabei aber immer auf eines der beiden Geschlechter bezogen bleiben, ja sogar zu einer eher klischeehaften Betonung der Geschlechter neigen. Sie stellen somit die natürliche Familienstruktur gar nicht in Frage. Ich bin in meiner Praxis schon vielen Transsexuellen begegnet. Auch für ihr Leben hat Vater und Mutter Bedeutung. Auch für die Transsexuellen gilt, dass sie durch eine Sexualpädagogik die sich am Gefüge Vater, Mutter, Kinder orientiert nicht benachteiligt werden.

Des Weiteren gibt es noch die **Intersexuellen**, die an einer unterschiedlich ausgeprägten Störung der Differenzierung ihrer Geschlechtsorgane leiden. Eine Vielzahl von Störungen, die meist mit anderen körperlichen Beeinträchtigungen einhergehen. Sie haben einen Anteil von höchstens 0.02 Prozent. Auch über diese Störungen kann im Sexualkundeunterricht informiert werden.

Wir sehen also, dass der Versuch einzelner Gruppen, inzwischen aber auch staatlicher Institutionen, im Namen der Vielfalt die sexualpädagogische Vermittlung des Vater-Mutter-Kind-Gefüges als Grundlage für das Verständnis von Sexualität zu behindern oder gar als „Heteronormatismus“ zu beschimpfen und auszugrenzen, viel heiße Luft enthält. Man gewinnt den Eindruck, dass es den Protagonisten der „Vielfalt“ gar nicht um die einzelnen Menschen der genannten Minderheit geht, sondern dass sie diese nur benutzen, um unter dem Deckmantel der Gleichstellung und Nichtdiskriminierung ihre radikalemanzipatorische Agenda mit den entsprechenden weitreichenden gesellschaftspolitischen Folgen durchzusetzen.

Grundlage dieser Agenda ist die Gendertheorie, nach der der Mensch und damit die Familie in Einzelteile wie biologisches und gefühltes Geschlecht, sexuelles Begehren und Fruchtbarkeit zerlegt und zu beliebigen Lebensformen remontiert werden kann, die dann unter dem Motto der „Vielfalt“ als gesellschaftliche Leitbilder den Kindern und Jugendlichen vermittelt werden sollen. Bei solchen Konzepten bleibt regelmäßig sexuelle Lust als gemeinsamer Nenner aller Lebensformen übrig, also ein rein hedonistischer Begriff von Sexualität. Diese Sexualpädagogik bedeutet für Kinder und Jugendliche, die in zunehmenden Maße pornographischen Medieninhalten ausgesetzt sind, die Vermittlung einer staatlich verordneten, desaströsen Orientierungslosigkeit. Davon geben die einschlägigen Erzeugnisse dieser Richtung der Sexualpädagogik zu genüge Zeugnis, bei denen man den Eindruck gewinnt, man wolle möglichst viele sexuelle Autisten mit, in Sachen Sex, abgestumpftem Gewissen heranziehen. Diese „Sexualpädagogik der Beliebigkeit“ verschließt der Jugend Türen, anstatt sie zu öffnen, sie nimmt ihr die Sprache. Die Bedürfnisse der Kinder und die

Sehnsüchte und Lebensziele der Jugendlichen werden in diesen Konzepten übergangen. Das Leid derer, deren Leben entlang zahlreicher schmerzlicher Bruchlinien verlief und die diese Brüche in ihrem Leben nicht wiederholen wollen, ist denen offensichtlich kein Anliegen, die Euphemismen wie „Vielfalt der Lebensformen“ als neues gesellschaftliches Leitbild preisen. Die mit nahezu Jakobinischem Eifer vertretene Meinung, wir bräuchten einen abstrakten Begriff von Sexualität, der auf alle Formen sexuellen Verhaltens zutrifft, um das Ideal der Gleichheit zu verwirklichen, geht nicht nur auf Kosten der Wahrheit sondern birgt totalitäre Züge in sich. Diese kommen zum Tragen, wenn, unter Umgehung des Indoktrinationsverbotes an Schulen, diese Ideologie als Grundlage des Sexualekundeunterrichts dienen soll. Die holistische Gendertheorie und ihre sexualpädagogische Umsetzung stellt eine Kapitulationserklärung gegenüber der, die Einzelwissenschaften ordnenden Vernunft dar. Sie ist ein neues trauriges Kapitel in der Geschichte der Dialektik der Aufklärung.

C.3. Grundsätze für eine humane Sexualpädagogik

Aus dem bisher gesagten, möchte ich einige Überlegungen ableiten, die mir für eine humane Sexualpädagogik wichtig erscheinen:

- Sexualpädagogik sollte an der Lebensrealität junger Menschen orientiert sein. „Orientierung an der Lebensrealität“ reklamieren die Vertreter einer „Sexualpädagogik der Vielfalt“ für sich. Dabei fasst man die Summe aller sexuellen Verhaltensweisen junger Menschen unter diesen Begriff zusammen und erhebt so das Faktische zur Norm. Zu ganz anderen Ergebnissen kommt man allerdings, wenn man das Bewusstsein der jungen Menschen als wesentlich zu ihrer Lebensrealität gehörig ansieht. Wenn man Sie also nicht auf ihre gelebte Realität festlegt, sondern ihr geschlechtliches Körperbewusstsein, Familienerfahrungen, Enttäuschungen, Sehnsüchte, Beziehungsbedürfnisse und Lebensziele ebenso als ihre Realität ansieht. Zur Lebensrealität der Kinder und Jugendlichen gehört auch die Tatsache, dass 75 Prozent von ihnen in unserer Gesellschaft bei ihren leiblichen Eltern leben und nahezu 100 Prozent in ihrem Lebensnarrativ auf Vater und Mutter bezogen sind, auch eine Lebensrealität.
- Sexualpädagogen sollten etwas von Anthropologie, Entwicklungspsychologie, Bindungsforschung und der Biologie und Psychologie der

Geschlechtsunterschiede verstehen. Das schützt sie vor der ideologiegenerierenden Verselbstständigung der Sozialwissenschaften. Zudem vermögen sie so besser einzuschätzen, was Sexualpädagogik zu leisten vermag. Dies betrifft vor allem die Ergebnisse der Bindungsforschung zum Thema Sexualität. Denn die sichere Bindung im Säuglings- und Kleinkindalter determiniert ganz wesentlich späteres Selbstbewusstsein, Körperbezug, Bindungs- und Sexualverhalten. So zeigt sich beispielsweise bei Menschen mit ängstlich-vermeidender Bindungsstruktur eine erhöhte Neigung zu unverbindlichen und flüchtigen Sexualkontakten. Betroffenen, die unter Auswirkungen von Bindungsdefiziten in ihrer Kindheit auf ihre Sexualität leiden, bedürfen der Psychotherapie, nicht der Sexualpädagogik, schon gar nicht der schulischen. Ihnen, wie vielen anderen mit sexuellen Problemen ist auch nicht geholfen, wenn man ihr Leiden durch Anpreisung der „Vielfalt“ zu entsorgen versucht.

- Sexualpädagogik soll zwischen Elternhaus, schulischer und außerschulischer Sexualkunde unterscheiden. Schulischer Sexualkundeunterricht sollte vor allem informativ sein und darf als Pflichtveranstaltung nie die Schamgrenze überschreiten und sexuelle Selbsterfahrung zum Thema machen.
- Sexualpädagogik sollte an der Fruchtbarkeit anknüpfen. Kinder und Jugendliche brauchen das Konkrete, nicht das Abstrakte. Für Kinder in der Zeit der Vorpubertät ist Sexualität als eigenständige Realität noch nicht einsehbar. Für sie muss die Fruchtbarkeit zum Verständnis von Sexualität im Vordergrund stehen. Zudem ist zu diskutieren, in wieweit die Schule den Auftrag hat, Kindern, die noch nicht diskursfähig sind, über eine an der Fruchtbarkeit orientierte Sexualaufklärung hinaus, Inhalte zu vermitteln.
- Jugendliche ab der Frühpubertät entwickeln ihre Identität, ihre Sicherheit und ihr Selbstbewusstsein wesentlich im Zusammenspiel mit ihrer körperlichen Entwicklung. Fruchtbarkeitsbewusstsein sollte daher auch bei ihnen ein Schlüsselbegriff der Sexualpädagogik sein. Vorgänge wie die Menstruation oder die Ejakulation sind ohne Fruchtbarkeitsverständnis nicht einsichtig. Anhand dieser erfahrbaren Körperreaktionen kann die eigentliche Körperkompetenz, um die es gehen sollte, erworben

werden. Wesentliche ethische Einsichten über den Umgang mit Sexualität bekommen so ein erfahrbares Fundament und werden für die Jugendlichen verständlich. Der Aspekt der Fruchtbarkeit ist in der gegenwärtigen Diskussion über Sozialpädagogik noch gar nicht in den Blick genommen worden.

- Sexualpädagogik sollte sich in das große Ganze des beschriebenen Lebensgefüges einordnen. Sie sollte reflektieren, wo sie innerhalb dieses Gefüges steht und auf dieses Bezug nehmen, ohne es dogmatisch oder moralisierend zu vermitteln. Die Darstellung des Gefüges schafft aus sich heraus Orientierung und regt zu ethischem Verhalten an.
- Es besteht heute die Tendenz, Identitätsräume mit dem Hinweis zu verschließen, dass sich sonst Menschen, die nicht dazu passen ausgegrenzt fühlen. Identitätsbildung und damit auch Ichstärke läuft aber gerade andersherum. Sie läuft nicht über Negation, sondern über eine positive Aneignung identitätsstiftender Faktoren. Ein Mädchen dass gerne mit Autos spielt, kommt nicht dadurch zu einer starken Identität, wenn das Bild vom eigenen Geschlecht veruneindet wird, wie das die Anhänger der Gendertheorie fordern, sondern indem das Mädchen seine individuelle Schnittmenge mit dem „Mädchenhaften“ kennen und benennen lernt und auf diesem Hintergrund sich in seiner Individualität, nämlich ein Mädchen zu sein, das gerne mit Autos spielt, sicher fühlt, vielleicht sogar Stolz darauf ist. So bekommt das Kind eine Sprache für sich. Bei einer Veruneindung von Geschlecht hätte sie keine Sprache, weder für das Allgemeine in dem sie ruht, noch für das individuelle, das erst auf dem Hintergrund des Allgemeinen als Individuelles wahrgenommen werden kann.

Gute Sexualpädagogik macht Sexualität in ihrer Sinnhaftigkeit transparent. Sie gibt der Jugend Sprache!